

graphische Beleuchtung der Erfahrungen, die der einzelne in seinen verschiedenen Lebensbezügen macht, und vieles andere. Hier zeigen sich viele bisher weithin vernachlässigte Dimensionen der theologischen Erwachsenenbildung. Eine solche Arbeitsweise setzt für die gesamte Religionspädagogik die Erziehung zur geistigen Wendigkeit als eine Grundaufgabe voraus. Wo ein Christ der Meinung verfällt, er sei in der Reifung seines Glaubens bereits beim Zielpunkt angekommen, da erschläft seine geistige Kraft. Da sieht er sich dazu genötigt, vor allem das Erreichte zu verteidigen, während er doch eigentlich auf das ausgerichtet sein sollte, was bisher noch nicht erreicht werden konnte.<sup>4</sup> Jedenfalls ist das Ziel der Beschäftigung mit den Fragen des Glaubens nicht eine unproblematische Rechtgläubigkeit, sondern eine bleibende geistige Aufgeschlossenheit. Was manche für Rechtgläubigkeit halten, ist nichts anderes als das Ergebnis von Denkfaulheit, während das, was manche als Unbeständigkeit betrachten, nichts anderes ist als ständige Wandlungsfähigkeit. Geistige Aufgeschlossenheit und Wandlungsfähigkeit dürfen aber nicht nur eine ‹geistige› Angelegenheit des einzelnen oder kleiner Gruppen bleiben.

Dies würde zu Frustration und Abwanderung führen. Sie verlangen auch im Bereich des kirchlichen Lebens nach einer Reform der Verhältnisse, durch die sich die Kirche selbst als wandlungsfähig und auf Zukunft hin offen erweist, als eine Gemeinschaft, die bei allem Wissen um ihre prinzipiell unaufhebbare Vorläufigkeit ihre faktische Unzulänglichkeit ständig von neuem transzendieren muß, als Ausdruck ihrer Hoffnung auf das, was sie selbst niemals machen kann.

<sup>1</sup> Vgl. für den gesamten folgenden Abschnitt Elmar Bartsch u.a., Verkündigung (Mainz 1970) 25 f.

<sup>2</sup> Vgl. Hugo Abmann, Theologie der Revolution als Sprach-Ikonoklasmos und neues Sprechen: Ernst Feil/Rudolf Weth, Diskussion zur ‹Theologie der Revolution› (München-Mainz 1969) 235–240.

<sup>3</sup> Vgl. J. B. Metz, Reform und Gegenreformation heute (Mainz 1969) 21 ff.

<sup>4</sup> Vgl. Otto Betz, Die Zumutung des Glaubens (München 1968) 60 f, 91.

#### ADOLF EXELER

geboren am 15. Februar 1926 in Rheine (Westfalen), 1951 zum Priester geweiht, er studierte an der Universität Münster, doktorierte und habilitierte sich in Theologie, ist Professor für Pastoraltheologie an der Universität Münster. Er veröffentlichte u.a.: Die neue Gemeinde (Mainz 1966), Glaube an Jesus, den Christus (Freiburg i. Br. 1968).

Adrian Hastings

### Soll die Kirchenreform von der Spitze oder von der Basis ausgehen?

Wenn man versuchen will, auf diese Frage eine Antwort zu finden, so beginnt man tunlichst mit einer Betrachtung des in jüngster Zeit angelaufenen Vorganges der konziliaren Reform in sich. Viele der hauptsächlichsten Reformen des Zweiten Vatikanums waren, wie sich aus einer Untersuchung der Erstentwürfe ergibt, von denen, die sie im Zentrum der Kirche geplant hatten, kaum gewünscht oder beabsichtigt. Doch das Konzil einigte sich auf große Reformen, von denen einige noch im Stadium der praktischen Verwirklichung

stehen und ihrerseits die Bühne bilden für andere, um die gegenwärtig noch gekämpft wird. Was getan wurde, konnte indessen nicht ohne das Tätigwerden der zentralen Autorität und deren Autorisierung getan werden. Das war natürlich weitgehend deshalb der Fall, weil die zentrale Autorität in der katholischen Kirche eine ungeheure Blockierungsgewalt, die Gewalt eines äußerst gewichtigen Vetos besessen hatte: Ihre negative Kraft kann bedeutend wirksamer werden als ihre positive. So war eine Entscheidung der zentralen Autorität, ihr Veto zurückzuziehen, notwendige Voraussetzung für jede Reform, obwohl diese Entscheidung auf der anderen Seite bedeutend weniger wirksam ist für ihre positive Durchführung.

Ebenso wahr ist es, daß die Reformen des Konzils auch außerhalb der zentralen Gewalt zum größten Teil vorher nicht erwünscht waren – weder von der Mehrheit der Hierarchie noch von der Mehrheit der Priester, noch auch in bewußter Form von der Laienschaft der weitaus meisten Gebiete. Nachträglich sind sie in beachtlichem Umfang praktisch durchgeführt worden – zum Teil

aufgrund des Gewichtes der Autorität der Spitze, mehr aber noch aufgrund einer Art Ansteckung, die von einer Ortskirche auf die andere übergriff. Obwohl es gewiß eine übertriebene Vereinfachung wäre, wollte man behaupten, die nachkonziliare Reform sei eine Reform vom Zentrum aus gewesen, hat doch das Zentrum sie ermöglicht, sowohl durch die Zurücknahme seines Vetos als auch durch die Bereitstellung allgemeiner Normen. Die Haltung der Fügsamkeit Rom gegenüber bleibt bei älteren Mitgliedern der Hierarchie und unter dem Kirchenvolk allgemein so stark, daß sie binnen kurzem Maßnahmen akzeptierten, denen sie gefühlsmäßig abgeneigt waren, denen sie jahrelang ausdrücklich Widerstand geleistet hatten und für die sie auch jetzt kaum aus innerster Überzeugung gewonnen waren. Diese Strenge der Disziplin herrscht immer noch innerhalb der katholischen Kirche. Die Schnelligkeit der Reform und die Wandlung in den Verhaltensweisen hat daher viele nichtkatholische Beobachter tief beeindruckt. Auf den ersten Blick erscheint eine Reform aufgrund konziliarer und päpstlicher Instruktion außerordentlich wirksam. Und doch muß man unbedingt die einer solchen Reform von der Spitze her innewohnenden Begrenzungen näher betrachten.

Tatsächlich wurden die bedeutsamsten Reformen des Konzils nicht aufgrund einer vorher vorhandenen Stimmenmehrheit zu ihren Gunsten oder weil der Papst dahintergestanden hätte, angenommen, sondern vielmehr aufgrund der hoch wirksamen und mitreißenden Dynamik einer Minorität, die vorher die entsprechenden Notwendigkeiten erkannt hatte und nun endlich ein mehr oder minder befriedigendes Forum erhielt: Diese dynamische Gruppe – eine relativ kleine Zahl von Bischöfen und deren theologischen Beratern – kam weitestgehend aus einer ziemlich begrenzten Anzahl von Ortskirchen. Eine verbreitete Sympathie für das von Papst Johannes selbst geförderte *Aggiornamento* wurde schrittweise durch das Eintreten einer Minorität zu ihren Gunsten zu einem überwältigenden kirchlichen Konsens. Das konnte jedoch – zumindest in dieser Schnelligkeit – nur in einem Kontext geschehen, wie ihn die zentrale Autorität und ein allgemeines Konzil zu schaffen vermochten. So gesehen wirkte das Konzil als Auslösungsmechanismus, der der in manchen Ortskirchen herrschenden neuen Perspektive und Dynamik gestattete, einigermäßen schnell Einfluß auf eine beträchtliche Anzahl anderer zu gewinnen. Diese neue Perspektive selbst war nicht von der

Spitze her gekommen, aber sie brauchte die Spitze notwendig als Kanal für eine wirksame Kommunikation.

Der Einsatz der Mechanismen der höchsten Autorität, um die Reform, ja selbst den Dialog über die Reform, in Gang zu setzen, war gegen Ende der fünfziger Jahre besonders notwendig, weil für geraume Zeit die freie Meinungsäußerung innerhalb der Kirche so stark eingeschränkt war. In der freieren und großzügigeren Atmosphäre der späten sechziger Jahre war zweifellos die Entwicklung eines ekklesialen Konsenses bedeutend leichter als die wirksame Ausbreitung regionaler Reformbewegungen ohne ein gleiches Maß von Eingreifen der Spitze oder auch trotz dieses Eingreifens. Das Zweite Vatikanum hat wirklich in der Kirche eine Atmosphäre der Freiheit, des Dialogs und des Ortskirchenbewußtseins sowie größerer Klarheit über die Notwendigkeit von Änderungen hervorgebracht, die ihrerseits Reformmechanismen ermöglicht, welche einigermäßen verschieden sind von denen, die im Hinblick auf die Gesamtkirche zehn Jahre vorher notwendig waren, um überhaupt etwas in Gang zu setzen.

Das Konzil sah sich überdies, wenngleich es anfangs an eine Reform der Kirche als ganzer gedacht und diese Denkweise auch weiter beibehalten hatte, immer mehr dazu genötigt, die vorgefaßte Meinung aufzugeben, auf fast allen Gebieten lasse sich eine uniforme Lösung für die anfallenden Probleme anbieten. Die Unterschiedlichkeit zwischen den Situationen der Ortskirchen und der verschiedenen sozio-ökonomischen Gebiete ließ den Versuch einer monolithischen Reform innerlich widersprüchlich werden. Rein praktische Notwendigkeiten führten zur Wiederentdeckung der Theologie der Ortskirche, der *ecclesia particularis*, der kleineren ekklesialen Einheit mit ihr eigentümlichen Bedürfnissen und der Fähigkeit, diese zu bewältigen. Eine solche – im Zusammenhang der römischen Tradition – umstürzende Feststellung konnte eben in dem Augenblick erfolgen, als das Konzil «feierlich... erklärt(e): Die Kirchen des Ostens wie auch die Kirchen des Westens haben das volle Recht und die Pflicht, sich jeweils nach ihren eigenen Grundsätzen zu richten» (*Orientalium Ecclesiarum* 5); die Kirchen des Westens, möchte und könnte man hinzufügen, ebenso wie die des Ostens. Doch sind weder in der Konzilsatmosphäre noch anschließend von der postkonziliaren Kurie die theologischen wie die praktischen Implikationen einer solchen Erklärung in adäquater Form erfaßt worden. Manche

von den Enttäuschungen über die jüngste Reform rühren daher.

☩ Dabei wird es immer deutlicher, daß eine Reform nur gültig und wirksam sein kann, wenn sie eine Antwort auf die Bedürfnisse und Gegebenheiten einer Ortskirche darstellt. Das gilt – gleich ob es sich um eine Reform der *koinonia* (*κοινωνία*), der Gemeinschaft mit ihrer Mitglieds- und Amtsstruktur handelt oder um eine Reform des *kerygma* (*κήρυγμα*), der Botschaft und Verkündigung für unsere Zeit, ihre theologische Deutung und Katechese, um eine Reform der *diakonia* (*διακονία*), des weltlichen Dienstes, der den Menschen in seinen Bedürfnissen und Nöten hic et nunc findet, oder eine Reform der *leiturgia* (*leitourgία*), des formalen Gottesdienstes der gläubigen Gemeinde.

Innerhalb jedes dieser Bereiche sowie zwischen ihnen gibt es vorrangige Fragen darüber, wo hic et nunc die Reformbemühungen anzusetzen haben: Sich in einem rassistisch zerrissenen Land auf die Liturgie konzentrieren kann einem Verrat an der *diakonia* gleichkommen; das Wecken von Erregung über Rassenvorurteile in Schweden kann Verrat am *kerygma* sein. Als Nächstes gibt es Fragen dazu, in welcher Art die Reform erfolgen soll, und im Zusammenhang damit Probleme des rechten Augenblickes und des zeitlichen Nacheinander. Was diesen letzteren Aspekt anbetrifft, so gibt es in einer Reformbewegung den idealen Zeitpunkt, wenn die Menschen für viele Dinge bereit sind; wird er verpaßt, so kann er schnell vorübergehen und für lange Zeit nicht wiederkehren. Einen solchen rechten Augenblick gibt es speziell in lokalen Situationen. Das gilt in gesteigertem Maße für den Bereich des Ökumenismus, und jedes Bestehen auf einer mehr oder minder gleichen Schnelligkeit des Vorgehens auf Weltebene wird sein effektives Ergreifen vereiteln. Wird der Augenblick nicht ergriffen, so ist überdies ein wesentliches Element von Echtheit und Lauterkeit verloren; die Bewegung wird energie- und schwunglos; sie hört auf, echt und unmittelbar zu sein.

Im Bereich der *Liturgia* haben sich seit dem Konzil deutlich zwei Reformstrategien abgezeichnet. Auf der einen Seite steht die amtliche Strategie, die Reform von etwas, das man nach wie vor den «lateinischen Ritus» nennt. Dahinter steht die Idee der entschiedenen Beibehaltung einer liturgischen Einheit, die, abgesehen von einigen nebensächlichen Details, die dem Befinden örtlicher Stellen überlassen sind, von Rom aus dirigiert wird. Das geht bis zu der Forderung, daß Texte

liturgischer Übersetzungen in solche Sprachen, die in Rom niemand auch nur lesen kann, zur Approbation nach Rom geschickt werden; nach ein paar Monaten gehen sie dann als approbiert wieder zurück. Auf der anderen Seite steht die Strategie, die von dem Standpunkt ausgeht, daß die Wahrung der liturgischen Einheit des «lateinischen Ritus» für so weit voneinander entfernte Länder wie etwa Ceylon und Neuseeland, Tansania, Peru und Norwegen, mit der Begründung, daß sie alle der «Kirche des Westens» angehören, pastoral nicht wünschenswert ist und, theologisch gesehen, der proklamierten Eigengesetzlichkeit und Eigenständigkeit der «Kirchen des Ostens» jeden anderen Sinn als einen rein archäologischen abspricht.

Zweifellos hat die Kirche allerorten durch die Einführung des Prinzips der Liturgie in der Muttersprache und der vollen Beteiligung der versammelten Gemeinde beträchtlich gewonnen. Und doch kann man die liturgischen Reformen der letztvergangenen Jahre weithin als eine Maßnahme betrachten, durch die ein als für das moderne Westeuropa und Nordamerika passend empfundenen gottesdienstliches Modell der gesamten Welt auferlegt wird, ungeachtet dessen, welche tatsächliche Verarmung des gottesdienstlichen Lebens dies für Völker mit sich bringt, deren soziale und kulturelle Verhaltensformen von denen des «Westens» sehr verschieden sind. Man vergleiche etwa die Situation des Westens mit der der ländlichen Gebiete Afrikas. Es war eins der Hauptanliegen der modernen liturgischen Bewegung, die Liturgie für eine weithin urbanisierte, industrialisierte, gebildete und wissenschaftlich orientierte Gesellschaft «relevant» zu machen. Sie muß zu einer Hilfe gemacht werden für Menschen, die in den großen städtischen Ballungsräumen leben und kaum die in der gleichen Straße Wohnenden kennen, die ständig in Eile sind, um noch den Zug oder den Bus mitzubekommen, und so fort. In den weitesten Teilen Afrikas dagegen lebt der größte Teil der Bevölkerung unter ländlichen Bedingungen: Die Menschen kennen keine solche Hast und Eile, sie wohnen in kleinen Dörfern, sie kennen alle ihre Nachbarn, sie lesen wenig oder gar nichts und sind alles andere als wissenschaftlich orientiert.

Die neue Liturgie ist immer mehr intellektuell geworden, und so manche Zeichen und anschauliche zeremonielle Handlungen sind abgeschafft. In manchen Bereichen spürt man sogar eine gewisse Mißachtung des Ritualen generell. Eine auf relativ hohem Bildungsniveau stehende Gesell-

schaft mag sich eine intellektuelle Liturgie wünschen: etwas, das sehr direkt das Gehirn anspricht; aber weniger intellektuell Gebildete wünschen sich eine das Empfinden erreichende Liturgie: etwas, das reich ist an Symbolen, ein vielgestaltiges Ritual mit verschiedenartigen Handlungen und sich wiederholenden Gesangspartien. Was die Länge der Handlungen anbetrifft, so ist klar zu erkennen, daß viele Reformmaßnahmen bestimmt sind, die Zeremonien kürzer zu machen und Wiederholungen abzubauen. Das mag in der Hast und bei dem herrschenden Streß der westlichen Welt wünschenswert erscheinen: es ist so viel zu tun, und man kann unmöglich für längere Zeit aufmerksam bleiben. In ländlichen Bereichen gibt es nicht so vielerlei: Die Leute sind möglicherweise viele Kilometer gegangen, um zur Kirche zu kommen; sie haben kein Fernsehprogramm, das auf sie wartet; sie wollen (im Gottesdienst) etwas sehen und erleben und haben keinen Sinn für eine knappe, kurze Zeremonie. Hier kommt es darauf an, Verständnis zu zeigen, wo immer man sich befindet, aber Verständnis kann sich auf unterschiedliche Art und Weise zeigen. Der Streß, unter dem der Westen heute lebt, läßt die Menschen vor allem auf das verbale Verständnis jedes Wortes und jedes Satzes, die verwendet werden, bedacht sein. Das ist die Verstehensform, die auf der Oberschule gelehrt wird. Weitgehend nicht des Lesens kundige Bevölkerungsgruppen schauen nicht darauf. Was sie suchen, ist ein globales Verstehen dessen, worum es überhaupt geht. Ein Empfinden für den Symbolgehalt einer Handlung kann viel wichtiger und bedeutungsvoller sein als das Verfolgen jedes Satzes, den der Priester spricht. Die Gegensätze reichen hier sehr tief und können sehr ausgeprägt sein. Sie lassen auf jeden Fall erkennen, wie falsch der Versuch liegt, die Liturgie für die ganze Welt in einer mehr oder minder einheitlichen Form zu reformieren.

Betrachten wir die *diakonia* der Kirche: den Dienst an der menschlichen Gesellschaft mit dem Ziel einer Entwicklungsförderung und einer irdischen Befreiung. Wenn die Lebendigkeit der Kirchengliedschaft und die Fruchtbarkeit ihres *kerygma* sich stets in der Lauterkeit und Wirksamkeit ihrer *diakonia* äußern muß, so muß dies in ganz verschiedener Weise geschehen, je nachdem ob es sich um Länder von hohem Wohlstandsniveau oder Länder der Dritten Welt handelt; um Länder unter kommunistischer Herrschaft oder unter einer Regierung, die rassistisch eingestellt ist; um Länder, in denen ein großer Bevölkerungsanteil

christlich ist oder um Länder, in denen die Kirche eine minoritäre Gruppe bildet; um Länder, in denen die Vergangenheit der Kirche eng verbunden gewesen ist mit den Strukturen einer fremden Ausbeutung, oder um Länder, in denen dies nicht der Fall war. Ein globales Interesse an Fragen der ‹Entwicklung›, gegebenenfalls unter der zentralen Leitung einer ‹Kommission Frieden und Gerechtigkeit›, kann, vom Standpunkt einer echten Reform der Beziehungen der Kirche zu den weltlichen Nöten und Strukturen geradezu verhängnisvoll werden. Letztlich kann nur die Ortskirche sich ein Urteil über Sinn und Wirksamkeit örtlicher *diakonia* bilden, aber auch darüber, wie sie sich – und das muß sie tun – an einer weiter gespannten *diakonia* beteiligen kann. Das ist sehr wohl erkannt in dem Schreiben, das Papst Paul über dieses Thema unter dem Datum vom 14. Mai 1971 an Kardinal Leger gerichtet hat. Doch hier wie andernorts kann die Ortskirche und die lokale Reform nicht ohne die Anregung, ja auch das Urteil der größeren Gemeinschaft gelassen werden. Bleiben diese aus, so kann daraus ein Gegen-Zeichen von durchaus überlokalen Dimensionen werden. Die weltliche *diakonia* der einzelnen Ortskirche ist heutzutage unlösbar mit dem weitestgespannten katholischen Zeugnis verwoben, und ihre Reform kann nicht nur auf lokaler Ebene ausgelöst werden, sondern nur auf Weltebene.

Der Ökumenismus, die Reform der Kirche im Hinblick auf den Makel ihrer Geteiltheit, ist wiederum etwas, das keineswegs unter rein lokalem Aspekt gesehen und zweifellos doch nur sehr partiell wirksam werden kann, wenn es weitgehend vom Zentrum aus kontrolliert wird. Die Erfordernisse und Möglichkeiten sind in den verschiedenen Gebieten so tiefgreifend verschieden. Diese Verschiedenheit betrifft eine Anzahl lebenswichtiger Faktoren: Zunächst haben wir hier einen Gegensatz zwischen Gebieten, in denen die große Mehrheit der Bevölkerung entweder nominell christlich ist oder von Christen abstammt, und anderen, in denen die Christen insgesamt 10 oder 20% der Bevölkerung ausmachen und inmitten einer großen Majorität von Moslems, Hindus, Buddhisten leben und diesen gegenüber ihr Zeugnis geben. Ferner besteht ein Unterschied aufgrund des numerisch verschiedenen Verhältnisses zwischen katholischen und anderen Christen. Das Vorgehen in Ländern, in denen die katholischen Christen eine große Mehrheit bilden und eventuell in ihrer Vergangenheit eine Tradition der Unterdrückung ihrer getrennten Brüder haben, kann

nicht dasselbe sein wie in Ländern, in denen ein gewisser zahlenmäßiger Ausgleich zwischen den christlichen Gemeinschaften besteht oder wo die katholischen Christen ihrerseits wenig zahlreich waren. Zum Dritten ergibt sich hier der Faktor der Eigenart der hauptsächlichsten Gruppe nichtkatholischer Christen, mit denen die Katholiken an dem betreffenden Platz in Berührung kommen: vorchalkedonische Kirchen des Ostens, griechisch Orthodoxe, anglikanische Hochkirchler, anglikanische «Evangelicals», Lutheraner, Baptisten usw. Hier besteht die große Gefahr, daß das ökumenische Direktorium und die Neigung, ganz sicher zu gehen, indem man sich in völlig unterschiedlichen Situationen an seine Normen klammert, zwar hier und dort in der Praxis zu einem richtigen Verhalten führt, in einer Vielzahl von Fällen jedoch zu einer ganz unangebrachten. Zum Vierten besteht der Faktor des Grades der örtlichen Trennung und der Gewichtsverteilung innerhalb der nichtkatholischen christlichen Gemeinschaft. Hier muß in der Praxis eine Rangfolge der Prioritäten in den Interkommunionsschemata vorhanden sein, die die größere Einheit berücksichtigen. Wo unter den protestantischen Kirchen eine größere Verschiedenheit herrscht, könnten solche ökumenische Prioritäten möglicherweise eine gewisse Zurückhaltung in den katholisch-protestantischen Beziehungen solchen Kirchen gegenüber nahelegen, die in anders gelagerten Situationen, in denen die innerprotestantische Uneinigkeit nicht so sichtbar oder bereits weitergehend überwunden ist, ganz anders reagieren. Zum Fünften haben wir den Faktor dessen, was in dem einzelnen Land bereits erreicht worden ist. An manchen Stellen hat man viel früher mit der ökumenischen Arbeit begonnen und hat bereits ein bedeutend größeres Stück Weges zurückgelegt wie an anderen. Dann aber kann eine Regel, die in einem Gebiet außerordentlich klug wirken mag, in dem anderen eindeutig regressive Folgen haben. Die Komplexität der christlichen Trennung ist derart, daß die Hoffnung auf wirkliche Wiedervereinigung um so geringer wird, je mehr sie sich auf ein weltweites Ergebnis bezieht anstatt auf ein örtlich begrenztes. Die sich hier ergebende theologische Frage ist äußerst delikat. Die Wiederherstellung der vollen Kirchengemeinschaft, deren Horizonte wesentlich katholisch sind, kann letztlich nicht in rein lokalen Grenzen gesehen werden; dennoch ist viel mehr lokale Freiheit notwendig; so haben wir heute in der Praxis eine ständige Spannung zwischen einem von Rom gelenkten Ökumenismus auf der einen

Seite und den variierenden Möglichkeiten an den verschiedensten Stellen der Welt auf der anderen.

Im Bereich der strukturellen Reform ist es ebenso einleuchtend, wie weitgehend die Bedürfnisse der örtlichen Kirchen variieren. Der fast überall zu hörende Klageruf über den «Rückgang der priesterlichen Berufungen» (doch nicht Südin-dien), sollte uns nicht blind machen für die Tatsache, daß die vorhandenen Situationen, die sich anmeldenden Bedürfnisse für die Zukunft und die Wege, auf denen man ihnen gegebenenfalls gerecht werden kann, völlig verschieden sind. So bedeutet auch der Rückgang der Priesterberufe in Holland etwas anderes als in Chile, weil der gesamte historisch-soziologische Hintergrund der Kirche und die an den betreffenden Stellen zwischen Priestern und Laien herrschenden Beziehungen völlig verschieden sind. Die strukturellen Bedürfnisse *einer* kirchlichen Gruppe können nicht von denen aus beurteilt werden, die einer anderen eigentümlich sind.

So war seit langem und ist heute noch in den größten Teilen Afrikas (ebenso wie in Südamerika) die Zahl der Ordinationen außerordentlich gering; aber die Existenz Tausender von verheirateten Katechisten, von denen manche eine Ausbildung von zwei und mehr Jahren absolviert haben, bildet (wie in Asien, aber sonst nirgendwo) ein hoch bedeutsames strukturelles Element, das in vielen anderen Kirchen fehlt.

Jeder Versuch, vom Zentrum aus ein bestimmtes Modell struktureller Reform für die ganze Kirche festzulegen, muß notwendig scheitern. Ja, er wäre vom praktischen Standpunkt aus nicht einmal für einen einzelnen Bereich sinnvoll. Nehmen wir zum Beispiel einmal Ostafrika, und zwar die drei Diözesen Ndola, Kigoma und Masaka. Im Bereich der in Zambia gelegenen Diözese Ndola befinden sich Kupferbergwerke; das ganze ist ein relativ wohlhabendes Gebiet mit einer vorherrschend städtischen Gesellschaft und einer Bevölkerung von annähernd einer Million Köpfen, von denen etwa 30% sich als katholisch bezeichnen. Hier gibt es insgesamt sieben einheimische Priester und kaum einige wenige Seminaristen. Diese Diözese hat auch nur eine geringe Anzahl von Katechisten, dagegen ziemlich viele gebildete katholische Laien in gut bezahlten Stellungen. Kigoma in Tansania ist eine schnell wachsende noch junge Diözese mit über 80000 katholischen Christen, die über ein recht großes, armes und völlig ländliches Gebiet verstreut sind. In der Diözese gibt es drei einheimische Priester, aber viele Katechisten, von

denen manche recht gut ausgebildet sind. Die Diözese Masaka in Uganda ist ein relativ kleiner, einigermaßen wohlhabender, dicht bevölkerter Bezirk mit etwa 300 000 katholischen Christen (mehr als die Hälfte der Bevölkerung). Hier gibt es an die hundert einheimische Priester (viele von ihnen sind schon ziemlich alt) und eine große Anzahl Katechisten, die entweder gar keine oder nur eine sehr geringe Ausbildung haben. Und wenn man noch weitere Diözesen aufzählen wollte, würde man weiter variierende Situationen registrieren können. Dabei ist jedoch das Modell Kigoma bedeutend charakteristischer für Afrika als ganzes als das von Masaka oder Ndola. Eine vernünftige Reform der Amtsstruktur muß von der vorhandenen Situation ausgehen: die vorhandenen Mittel und Möglichkeiten ausschöpfen, ohne andererseits diejenigen zu verstören, die sich schon bemühen, ihre Aufgabe zu erfüllen usw. Die Bedürfnisse wie die Möglichkeiten von Ndola, Kigoma und Masaka sind offenbar sehr verschieden und können unmöglich in einer einzigen Formel gemeinsam erfaßt werden. Doch alle brauchen sehr dringend eine strukturelle Reform dieser oder jener Art.

Die Leitung durch ein «Direktorium» kann oft wenig Hilfe gewähren bei der eigentlichen Arbeit an einer wirksamen Reform, ja sie kann sogar die tatsächlichen Probleme und Bedürfnisse eines bestimmten Einzelgebietes verdunkeln, dadurch daß das Direktorium die für ein bestimmtes kirchliches und kulturelles Gebiet eigentümliche Reform mit Reform schlechthin identifiziert und die begrenzten Kräfte von Reformern, die bester Absicht sind, für Dinge verzettelt, die in ihrem speziellen Kontext keine echten Probleme bilden.

Doch bleibt die Tatsache, daß in der nachkonziliaren Welt manche örtlichen Hierarchien, Kleriker und Laienschaften psychologisch derart romorientiert und zur Uniformität tendierend bleiben, daß sie aus eigener Initiative nichts tun, wenn sie dabei nicht eindeutig von Rom dirigiert werden. Daher haben wir die weitere Tatsache, daß es in manchen Gebieten überhaupt keine Reform gibt, wenn und soweit sie nicht von der zentralen Autorität auferlegt ist. Im ökumenischen Bereich zum Beispiel haben wir in verschiedenen Gebieten den Fall, daß es für von Rom selbst inspirierte Bemühungen entweder überhaupt keine Alternative gibt, oder daß sich höchstens einzelne, von der hierarchischen Autorität abgelehnte und verurteilte Persönlichkeiten um eine solche Alternative bemühen. Denn auf der Ebene der nationalen Hierarchie ist, ebenso wie auf der der Gesamt-

kirche die effektive Macht der höheren Autorität mehr eine Macht des Vetos als eine Macht der positiven Aktion.

Katholische Kirche besagt notwendig eine sehr gut ausgewogene Gewichtsverteilung zwischen Ortskirche und Gemeinschaft der Gesamtkirche. Ihre ständige Reform als integrierendes Element ihres gesunden Lebens muß an dieser Gewichtsverteilung teilhaben. Ortskirchen sollten unbedingt offen sein für den Einfluß des Ganzen und des Zentrums; es gibt Entscheidungen für das Leben ebenso wie Entscheidungen für den Glauben, die in angemessener Weise auf einer universalen Ebene getroffen werden müssen. Und so ist es schon immer der Fall gewesen. Ortskirchen dürfen nicht Sklaven der Weltkirche und des Sitzes der Einheit sein (obwohl dies lange Zeit der Fall gewesen ist); doch dürfen sie ebensowenig eine schismatische Mentalität zeigen, die nicht bereit ist, sich einem weiteren Konsens anzuschließen, einen Ruf zur Reform anzunehmen oder eine Regelung von seiten des apostolischen Kollegiums beziehungsweise seines Hauptes. Es muß ein stetiges Geben und Empfangen stattfinden, bei dem die Initiativen zumeist von unten kommen, während die Beilegung von Konflikten und das entscheidende Fiat bei der Änderung wichtigerer Punkte der gültigen Disziplin von oben kommen.

Es gibt wirklich Entscheidungen, die auf Weltenebene getroffen werden müssen – sowohl aufgrund des Wesens der katholischen Kirche als auch aufgrund der immer stärkeren Verflochtenheit der modernen Welt-Gesellschaft. Die wirkliche Teilnahme der Ortskirchen an den sich stellenden Problemen auf der Ebene der *Catholica* erzeugt einen tieferen Sinn für ihre Bedeutung, eine stärkere Entschiedenheit sie zu lösen, und baut gleichzeitig die Realität der katholischen Gemeinschaft in lebendiger Weise auf. Eine Reform kann nicht rein lokaler Natur sein, und der Wille, sie so zu machen, würde im eigentlichen Sinne schismatisch sein. Die Weltkirche muß auf die Ortskirchen Einfluß nehmen und gegebenenfalls ihre Frage nach sich selbst auslösen. Ebenso aber muß auch eine Ortskirche die andere beeinflussen – von Pfarrei zu Pfarrei, von Diözese zu Diözese, von Nationalkirche zu Nationalkirche. Die Reform des eigenen Wesens muß ansteckend wirken und von einer Ortskirche auf die andere übergreifen, muß dabei aber ständig in der Art ihres Vorganges angepaßt werden. So ist eine unangepaßte Übernahme der holländischen oder nordamerikanischen Reform in Indien oder im Kongo ebenso verfehlt, wie die unange-

paßte Übernahme «römischer» Reform. In den meisten Dingen muß das entscheidende pastorale Urteil auf Ortsebene gefällt werden, und die letzte Wirksamkeit irgendeiner Reform ist noch nie von Papst oder Konzil abhängig gewesen, sondern von dem Einsatz, dem Glauben der betreffenden Zeit, dem Sinn für eine realistische Anpassung von lokaler Amtsführung und christlicher Gemeinschaft.

Schließlich und letztlich ist Reform in ganz eminenter Weise Werk des Heiligen Geistes: Erneuerung des Lebens, in dem wir uns vor allem Ihm angliedern. Er ist anwesend in allen lebendigen Gliedern der Kirche, in denen «oben» und in denen «unten». Er ist über dem einen und unter dem andern; Er weht, wo er will. Er kann das Charisma des Reformers einer Katharina von Siena geben oder einem Johannes XXIII., einem Vinzenz Lebbe, einem Franz von Assisi oder einem Kardinal Bea; einmal kann es ein Dorf-Katechist sein, dem er es gewährt, ein andermal ein Erzbischof oder ein Vorsitzender einer Bischofskonferenz. Das Charisma des Reformers zeigt sich in einer nahezu unendlichen Vielfalt von Formen, und in einer unter der Führung des Geistes stehenden

Kirche können wir niemals sagen, wo es das nächste Mal zu finden ist. Doch wo der Geist ist, da ist auch der Leib; die strukturelle Gestalt einer einzelnen Reform wird in beträchtlichem Maße von der Stellung abhängen, die derjenige innerhalb der Kirche hat, dem in dem betreffenden Einzelfalle dieses hervorragende Charisma gegeben ist. Einmal kann die neue Perspektive, die neue Dynamik und die neue Schöpfung von den niedersten Volksschichten ausgehen, ein andermal vom Stuhle des Petrus. Wir können nur die Freiheit des Geistes achten, können aber unsrerseits gewiß sein, daß der Geist die Dynamik der menschlichen Gesellschaft und die Unterschiedlichkeit unserer Ordnungsformen und -prinzipien innerhalb der *ecclesia ecclesiarum* achtet.

Übersetzt von Karlhermann Bergner

#### ADRIAN HASTINGS

geboren im Juni 1929 in Kuala Lumpur (Malaya), 1955 zum Priester geweiht, er studierte in Oxford Geschichte und in Rom Theologie, ist Master of Arts, Doktor der Theologie, arbeitete seit 1958 in Afrika. Er veröffentlichte einen zweibändigen Kommentar zu den Texten des Zweiten Vatikanischen Konzils sowie einen Essayband: *Mission and Ministry* (London 1971).

## Peter Huizing Bemerkungen zur Revision des kirchlichen Gesetzbuches

*Der Papst über Kanonisten.* Am 20. Januar 1970 hielt der Papst eine Ansprache an die Teilnehmer eines Kongresses über kanonisches Recht, der von der Universität Rom organisiert worden war. Dabei sagte der Papst, die erneuerte Lehre des Konzils über die Kirche, zumal die tiefere Einsicht in das innere Wesen der Kirche verpflichte die Kanonisten, in Schrift und Theologie nach den Gründen ihrer eigenen Wissenschaft zu forschen. Die Kanonisten seien allerdings dadurch in ihrer Gewohnheit erschüttert, ihre Lehre auf jahrhundertalte unbestrittene Tradition aufzubauen und diese mit Elementen zu festigen, die dem römischen Recht entlehnt sind (von den Kanonisten «geschriebener

Sinn) – *ratio scripta* – genannt) und später auch dem Recht jener Völker, wo das Christentum gepredigt worden ist. Sie werden dies selbstverständlich auch in Zukunft tun; aber heute werden sie mehr in der mystischen Verfassung der Kirche selbst das Warum und Wie der kanonischen Rechtsordnung suchen müssen. Der Papst meint, dies sei die Erneuerung in Studium und Formulierung des kanonischen Rechts, aus dem die Revision des bestehenden Gesetzbuches hervorgehe. Diese sei in der Hauptsache tatsächlich nicht aus praktischen Gründen notwendig, die zwar für die Aufstellung fast aller kanonischen Sammlungen der Vergangenheit gültig waren, sondern um das Kirchenrecht aus dem Wesen der Kirche selbst abzuleiten. Das Gesetz der Liebe und der Gnade des Heiligen Geistes, wie es das Evangelium als inneres Prinzip des Handelns der Kirche lehrt, muß sich immer mehr in ihrer äußeren und sozialen Ordnung äußern. Aber, sagt der Papst, im Augenblick liege es näher irgendwie vorzusorgen als zu sagen, welche Folgen das haben werde (AAS 62 [1970] 106–111).

Diese Ansprache enthält anscheinend einige grundlegende Forderungen für die Revision des